

Ai Weiwei hält sich nicht für einen guten Vater

Der chinesische Künstler spricht über Beziehung zu seinem Sohn



Ai Weiwei in seiner Ausstellung im Londoner Design Museum. KIN CHEUNG/DPA

Hamburg/Berlin. Ai Weiwei (66) sieht kritisch auf seine Rolle als Vater. „Es gibt keine Definition, was einen guten Vater ausmacht. Mein Vater war nach keinem Maßstab ein guter Vater. Ich kann mich nicht erinnern, dass er mich jemals berührt hat“, sagte der 66-Jährige in einem am Donnerstag veröffentlichten Interview mit dem Magazin „Stern“.

Das Verhältnis zu seinem eigenen Sohn kommt auch in Ai Weiwes Graphic Novel „Zodiac“ vor, deren deutsche Übersetzung gerade im Knesebeck-Verlag erschienen ist.

Auf die Frage, ob Ai Weiwei seinen Vater geliebt habe, antwortet der: „Ich respektiere ihn sehr, denn ich habe erkannt, wie wichtig sein Einfluss auf mich war. Er liebte die Kunst, und er war ein Mann mit Prinzipien. Das reicht.“ Er habe Zweifel, ob er das, was sein Vater für ihn erreicht habe, obwohl sie beide in einer Erdhöhle wohnen mussten, auch für seinen Sohn leisten könne. Ai Weiwei wurde 1957 als Sohn des Dichters Ai Qing geboren, der kurz nach Ai Weiwes Geburt in den äußersten Nordwesten Chinas verbannt wurde und mit seinem Sohn fünf Jahre in einer Erdhöhle hauste.

„Wir lebten fünf Jahre lang in diesem Loch. Mein Vater hat in dieser Zeit nicht viel mit mir gesprochen, er hat nie versucht, mir etwas beizubringen. Aber ich erinnere mich an jeden Satz, den er sprach“, erzählt Ai Weiwei aus der Zeit. Als Staatsfeind habe sein Vater jeden Tag die öffentlichen Toiletten putzen müssen. „Mein Vater war ein großer Mann. Er hat akzeptiert, dass er die schmutzigste Arbeit machen musste, trotzdem hat er die schönsten Gedichte geschrieben. Er hatte ein so großes Herz.“

Das Verhältnis zu seinem eigenen Sohn sei nicht einfach. „Ich bin neidisch auf Väter, die ein inniges Verhältnis zu ihren Söhnen haben“, bekannte der Künstler. „Wir sind Flüchtlinge außerhalb Chinas. Er spricht eine andere Sprache als ich. Er spricht Englisch und Deutsch, nur etwas Chinesisch. Die Grundlage für unsere Beziehung ist etwas eingeschränkt, denn ich kann ihn nie in meine Heimat bringen“, bedauert Ai Weiwei.

Ob er ein glücklicher Mann sei, fragt die Interviewerin. „Ich kann gleichzeitig glücklich und traurig sein. (...) Das Leben hat es bislang sehr gut mit mir gemeint und dafür bin ich sehr dankbar“, antwortete Ai Weiwei. *dpa*

Dennis Meischen

Berlin. Das Militärhistorische Museum der Bundeswehr auf dem ehemaligen Flugplatz Gatow wirkt wie ein bedeutungsschwangerer Ort, kaum dass man ihn betreten hat. Wie eine jener Stätten, bekannt aus Kriegsfilmern, auf denen tapfere Männer heikle Entscheidungen für die Allgemeinheit treffen. Helden? Schwierig, so fühlt man instinktiv auf diesem Areal mit seiner belastenden NS-Vergangenheit. Die Bezeichnung scheint aus der Zeit gefallen und doch angesichts globaler Krisen und alleits diskutierter Verteidigungsstrategien angegriffener Länder auch wieder hochaktuell. Der Begriff des Helden, er kehrt nach und nach in unsere Diskussionen und in die Berichterstattung zurück.

Das er nie weg war und wahrscheinlich auch nie weg sein wird, das verdeutlicht hier allerdings noch bis zum November die höchst sehenswerte Sonderausstellung „Prinzip Held - Von Heroisierungen und Heroismen“ der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr Potsdam im ehemaligen Hangar Fünf. Aus der 1000 Quadratmeter großen Halle, die ansonsten als Depot genutzt wird, hängt aufgrund der Schau ein riesiger orangefarbener Schlauch wie ein bunter Fremdkörper im Grau der ausgemusterten Flugzeuge, Flakgeschütze und Radarsysteme. Er erinnert an die Tentakel eines Kraken und hat ebenfalls etwas mit dem Helden zum tun. Auch wenn erst später klar wird, was genau.

Heldenbegriff ist universell und zu allen Zeiten zu finden

„Es geht uns nicht darum, einzelne militärische und zivile Helden der Geschichte hervorzuheben“, stellt Gorch Pieken, Militärhistoriker und Kurator der Ausstellung, klar. „Sondern es geht uns darum, den Heldenbegriff kritisch zu hinterfragen und zu zeigen, welche ähnlichen kollektiven Entstehungsprozesse hinter jedem einzelnen der behandelten Heldinnen und Helden stehen.“ Denn jeder Hero brauche sein Publikum. Ohne uns selbst würde folglich keine einzige Heroisierung möglich sein, das ist die zentrale Aussage. Zur Verdeutlichung durchschreiten Besucher am Anfang zwölf Motivbilder enthusiastischer Menschengruppen in verschiedenen Situationen, sei es nun beim Jubeln während eines Fußballturniers oder beim Staatsbesuch eines Politikers.

Der Heldenbegriff sei dabei universell und in jeder Gesellschaftsform zu allen Zeiten zu finden, so Pieken. Auch modern und unterschiedlich, etwa in Form der Anhängerschaft ökonomischer Titanen vom Schläge eines Elon Musk und Mark Zuckerberg oder der kultischen Verehrung, der Popstars und Sportikonen anheimfallen. Möglicherweise ist er sogar eine Art Grundbedürfnis des Menschen. „Es gibt keinen Konflikt ohne Helden“, so Pieken. „Aber nicht alle bleiben Helden, ihr Bild kann sich über die Zeiten ändern, sie können vom Helden zum Schurken werden und umgekehrt“.

Auch wird nicht jeder Held von jeder Gruppe gleich verehrt. Für die einen ein Terrorist, für die anderen ein Freiheitskämpfer, heißt ein alter Ausspruch. Für die einen ein Pirat, für die anderen ein Freibeuter. „Zudem können sich Aspekte des Heldentums verschieben“, erklärt Pieken. Gut zu sehen beim vielleicht ersten



Auf den Spuren Katharina der Großen. Besonderheit: Mit maskulinen Attributen wurde die Zarin zur Heldin.

RALF HIRSCHBERGER/RH (2)

Helden von gestern und heute

Das Militärhistorische Museum zeigt am Flugplatz Gatow Gemeinsamkeiten internationaler Vorbildfiguren

Helden der Weltgeschichte, Alexander dem Großen. Habe man ihn bis vor hundert Jahren noch vor allem als Feldherrn und Schlachtenlenker begriffen, rückten jetzt vermehrt seine Qualitäten als Förderer der Wissenschaften, der Kunst und Kultur in den Fokus.

Doch wann ist ein Held ein Held, möchte man in Anlehnung an das berühmte Grönemeyer-Lied singen. Darauf eine Antwort zu finden, hat sich eine Forschungsgruppe der Uni Freiburg zur Aufgabe gemacht. Sie hat Heldenerzählungen und Heroisierungen unterschiedlicher Zeiten, Kulturen und Zusammenhänge untersucht und neun allgemeine gültige Bausteine eines Helden erarbeitet: Sie lauten Publikum, Medialisierung, Vorbild, Polarisierung, Grenzüberschreitung, Handlungsmacht, Kampf, Einsatz und Maskulinität und bilden die Gliederung der Ausstellung.

Jedem Baustein sind wiederum fünf bis sechs Fallbeispiele zugeordnet. So kann man eintauchen in die Lebenswelten so unterschiedlicher Charaktere wie Rosa Parks, Katharina der Großen, Stefan George, Fridtjof Nansen und George Washington und sie anhand der erarbeiteten

Kriterien miteinander vergleichen. Aber auch kollektive Phänomene wie stille Helden, Blaulichtfreiwillige, Deserteure oder Eltern werden behandelt. „Es ist erstaunlich, wie viele Schulkinder in einer Umfrage ihre Eltern als ihre Helden angaben, einfach, weil sie sich täglich Zeit für sie nehmen“, sagt Doris Müller-Toovey, Projektleiterin des Museums am Flugplatz Gatow.

Natürlich wird auch auf das schwierige Verhältnis der deutschen Gesellschaft zu ihren Soldaten eingegangen, der Bundeswehr. Auf das Phänomen, wie sich erst nach und nach durch die Auslandseinsätze von unten nach oben das Bedürfnis nach Ehrung, Anerkennung und Wertschätzung der demokratischen Parlamentstruppe Gehör verschafft hat. Dem diametral entgegengesetzt steht die Wehrmacht in der Kategorie „Polarisierung“. Der von oben gelenkte Heldenbegriff von Hitlers Armee sei eine zentrale Voraussetzung für die Völkermorde und Kriegsverbrechen der NS-Diktatur gewesen und der Hauptgrund, warum die Deutschen sich bis heute so schwertun mit dem Helden an sich, so die These der Freiburger Forscher. Polarisieren dürfte derweil einige Besu-

cher, dass sich in derselben Kategorie neben der Wehrmacht und dem Islamischen Staat (IS) auch die Klimaschutzbewegung rund um Greta Thunberg befindet. „Für ihr spezifisches Publikum entstehen Helden auch durch das Freund-Feind-Schema, durch Widerstände und den Kontrast zu anderen Akteuren“, erklärt Müller-Toovey diese Einordnung.

Die Sonderausstellung ist bunt, spielerisch und mit viel Liebe zum Detail von der Künstlergruppe Rimini Protokoll gestaltet worden. Vitrinen, Abgrenzungen und lange Biografien herausragender Männer und Frauen wird man hier trotz der Zielsetzung nicht finden. Dafür zahlreiche audiovisuelle Angebote, Mitmachstationen, begehbare Wissensräume – und vor allem auch sehenswerte Möbel in 44 originellen und einzigartigen Installationen. Es handelt sich um zeitgenössisches Bundeswehr-Möbel, das für die „bunten“ Olympischen Spiele 1972 hergestellt wurde. Als Präsentationsmöbel können sie berührt und geöffnet werden, gleichzeitig bilden sie durch skulpturale Verfremdung jeweils eine symbolhafte Umsetzung des Fallbeispiels, für das sie stehen.



Der Militärhistoriker Gorch Pieken ist Kurator der Ausstellung.

Besucherinnen und Besucher können so beispielsweise ein ritterliches Lanzenstechen austragen, beim Büchsenwerfen Wilhelm Tell nacheifern oder ein Puzzle mit dem Mosaik der Alexanderschlacht legen. Alles frei nach dem alten Ausspruch des Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz, dass Wissenschaft Spaß machen soll.

Spaß macht den meisten Gästen mit Sicherheit auch die Hauptattraktion in der zweiten Halle des Hangars Fünf. Womit wir wieder beim orangen Rüssel vom Anfang wären. Hier steht ein riesiges Kunstobjekt, eine sogenannte amorphe Heldenmaschine. Sie kann vom Publikum an 20 Hebeln gleichzeitig mit Luft gefüllt werden. „Das verdeutlicht noch einmal anschaulich, dass Heldinnen und Helden stets von einem kollektiven Publikum gemacht werden“, sagt Kurator Pieken. Die Figur schrumpft wieder, lässt man die Hebel los. Das Heldentum, es kann eben sehr zugänglich sein. Nicht nur in Deutschland.

Sonderausstellung „Prinzip Held - Von Heroisierungen und Heroismen“, bis 3. November 2024, Am Flugplatz Gatow 33, 14089 Berlin, Dienstag bis Sonntag, 10-18 Uhr, Eintritt frei.

Anzeige

Sommergrüße von der Berliner Morgenpost

Jetzt sichern!

350€

Urlaubsgeld

Direkt bestellen: 030/88 72 77 677

morgenpost.de/sommer24

„Sich fügen heißt lügen“

Vor 90 Jahren wurde der Dichter und Anarchist Erich Mühsam im KZ Oranienburg ermordet

Oranienburg. Als „Selbstmord“ wurde sein Tod im nationalsozialistischen Deutschland ausgegeben. Doch der angebliche Suizid von Erich Mühsam (1878-1934) war in Wirklichkeit ein Mord: Der Schriftsteller wurde in der Nacht zum 10. Juli 1934 im KZ Oranienburg von der SS umgebracht. Der gewaltsame Tod des Anarchisten, der für das Ideal einer freien und herrschaftslosen Gesellschaft einstand, erregte vor 90 Jahren international großes Aufsehen und lenkte ebenso früh wie folgenlos den Blick auf den Terror der Nazis.

Furchtbar zugerichtet, zu Tode geprägt und dann aufgehängt, so beschreibt ein Mithäftling in seinen Erinnerungen den Leichnam des 56-jährigen Dichters. Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller rief im französischen Exil zu einer Gedenkfeier auf. Anna Seghers und Egon Erwin Kisch waren unter den Rednern, Proteste deutscher und ausländischer Schriftsteller wurden verlesen. Der Künstler George Grosz setzte dem Dichter mit Aquarellen ein Denkmal.

Mühsam, prominentestes Todesopfer des Konzentrationslagers Oranienburg, gehörte nicht zufällig zu den frühen Opfern des Hitler-Regimes: Als Mitbegrün-



Erich Mühsam im Januar 1920 in der Festungshaftanstalt Ansbach.

AKG-IMAGES GMBH/EPD

der der Münchner Räterepublik brandmarkte ihn die extreme Rechte als „Novemberverbrecher“. Seit Langem war er als Gegner des Nationalsozialismus bekannt und rief bis zuletzt zum Kampf gegen den Faschismus auf.

Als Kämpfer für die „Unterdrückten, Leidenden, Enterbten“ wurde er von seinen Mitstreitern beschrieben, als „der typische fortschrittliche jüdische Intellektuelle“, als „Repräsentant des modernen

Kulturmenschen“, als „Feind allen Philistertums“ mit Humor von schneidender Schärfe und als Anwalt der Menschlichkeit. „Sich fügen heißt lügen“, lautet eine seiner bekanntesten Gedichtzeilen. „Anarchie ist die Gesellschaft brüderlicher Menschen, deren Wirtschaftsband Sozialismus heißt“, fasste er seine Ideen einmal kurz zusammen. Und: „Anarchie bedeutet Herrschaftslosigkeit.“

Der Auseinandersetzung mit Autoritäten hat sich Mühsam bereits als Schüler verschrieben. Am 6. April 1878 wird er als Sohn eines jüdischen Apothekerehepares in Berlin geboren, bald darauf zieht die Familie nach Lübeck. Dort wird er 1896 nach Veröffentlichung einer Glosse über den Schuldirektor „wegen sozialistischer Umtriebe“ vom Gymnasium verwiesen. Im mecklenburgischen Parchim setzt er die Schule fort und beginnt wenig später eine Apothekenerlehre.

Mit 22 Jahren geht er nach Berlin zurück und wird dort als Redakteur der Zeitschrift „Der arme Teufel“ unter Polizeikontrolle gestellt. 1910 klagt man ihn in München wegen „Geheimbündelei“ an. „Ein sonderbares Volk, das sich immer an der verkehrten Stelle begeistert“, schreibt

er in dem Jahr über seine deutschen Landsleute in seinem Tagebuch. Im Ersten Weltkrieg steht Mühsam bald aufseiten der Pazifisten und wird von der Polizei überwacht. Für seine Beteiligung an der Münchner Räterepublik wird er 1919 zu 15 Jahren Festungshaft verurteilt, von denen er ein Drittel abbüßen muss.

Noch nach der NS-Machtübernahme spottet Mühsam über Hitler, Ende Februar 1933 wird er verhaftet. Es folgen fast 17 Monate schwere Misshandlungen in Gefängnissen und Konzentrationslagern bis zur Ermordung im KZ Oranienburg. „Das ein Mann mit solch glänzenden Qualitäten dem Ungeist des sogenannten Dritten Reiches zum Opfer fallen musste, ist eine der großen Tragödien unserer Zeit“, schrieb sein Freund und politischer Weggefährte Rudolf Rocker.

Mühsam wurde am 16. Juli 1934 auf dem Waldfriedhof in Berlin-Dahlem beigesetzt. „Wollt ihr denen Gutes tun, die der Tod getroffen“, schrieb er in einem seiner Gedichte über das Ende des Lebens, „Menschen, lasst die Toten ruhn und erfüllt ihr Hoffen.“ Das Grab des Anarchisten ist heute ein Ehrengrab des Landes Berlin. *epd*